

Die Göttin des Glücks.

Roman von Reinhold Ortmann.

(14. Fortsetzung.)

„Und das Ergebnis dieser Unterredung? Will er sich vergleichen?“
 „Ja, zweifellos nicht, daß es dahin kommen wird. Denn der Herr Regier-
 ungs-Affessor befindet sich allem An-
 schein nach in einer sehr kritischen
 Lage.“

„Zweifelhaft? Kannst Du dich nicht
 etwas deutlicher erklären?“

„Er hat es mir natürlich nicht rund
 herausgesagt. Aber diese und jene
 Aeußerung, die ihm im Laufe des
 Gesprächs entwichen, ließ mich erken-
 nen, daß ihn an dem raschen Zu-
 standekommen eines Abschlusses mit
 jenem Finanz-Kontrakt außerordent-
 lich viel gelegen sei. Und die Leute
 denken selbstverständlich nicht
 daran, mit einem Besizer abzuschlie-
 ßen, dessen Eigentumsrechte keine
 ganz zweifelhafte sind. Wenn es we-
 gen des Regierpersönlichen Erbanschie-
 bers zu einem Prozeß von unabsehbarer
 Dauer kommt, wird sich wahrschein-
 lich das ganze Gründungsprojekt zer-
 schlagen.“

„Hast Du aber Bedenken das ge-
 sagt?“

„Er hat es wenigstens angedeutet.
 Und er war aufrichtig genug, mir zu
 erklären, daß auch nach seiner Ansicht
 durch die Auffindung des Briefes eine
 völlig veränderte Situation ge-
 schaffen worden sei. Der Regierpersö-
 nliche Anspruch war vorher weder von ihm
 noch von jenen Finanzleuten ernsthaft
 genommen worden, da ihm jede Un-
 terschiede fehlte. Der Beweisstoff des
 Bedingungs-Briefes aber kann man
 sich nicht wohl verschließen.“

„Hast Du ihm dem Affessor ge-
 zeigt?“

„Ja, wobei — da er mich darum
 bat.“

„Und er erkannte die Handschrift
 seines Vaters?“

„Ja, wobei es nicht. Jedenfalls
 äußerte er keine Zweifel an der Echtheit
 des Schriftstücks.“

„Und nun? Was wird weiter ge-
 schehen?“

„Herr Bedeking erklärte, daß er
 sich zunächst bis morgen Abendzeit
 überlegen müßte, ehe er mit seiner Vor-
 schläge mache. Er wird morgen eine
 Konferenz mit den Kapitalisten ha-
 ben, die das Salzbergwerk Terrain
 kaufen wollen. Und von dem Ergeb-
 nis dieser Besprechung wird alles
 Weitere abhängig sein.“

Hanna blickte eine Weile nach-
 dentlich vor sich nieder. Dann sagte
 sie:

„Glaubst Du, daß er eine Unter-
 schung des Briefes auf seine Echtheit
 verlangen wird, ehe er Dir einen Ver-
 gleich anbietet?“

„Es wäre nur in der Ordnung,
 wenn er es thäte, und sein Anmaß
 wird ihm ohne Zweifel sehr ratzen.“

„Du würdest also darauf ein-
 gehen?“

„Ohne weiteres. Die Prüfung
 kann ja nur zu unserem Vortheil
 ausfallen, und der geringfügige Zeit-
 verlust hat keine Bedeutung.“

„Aber Du müßtest das Dokument
 zu dem Zweck aus der Hand geben.“

„Die Untersuchung kann vielleicht
 in meiner oder in Herrsors Gegen-
 wart erfolgen. Und für alle Fälle
 läßt man den Brief vorher photogra-
 phieren.“

„Ja, das könnte man thun“, sagte
 Hanna. Aber sie sagte es in einem
 Ton und mit einem Gesichtsausdruck,
 als wären ihre Gedanken bei ganz
 anderen Dingen. Bernhardt, der sie
 schon wiederholt forschend angesehen
 hatte, konnte sich nicht enthalten, zu
 fragen:

„Du kommst mir heute so selbst-
 verändert vor, Hanna! Ist Dir et-
 was Unangenehmes widerfahren?“

„Nein“, sagte sie. „Ich habe nur
 schlecht geschlafen. Und deshalb möchte
 ich auch heute ganz ungestört bleiben.“

„Ich werde auf meinen Zimmer spei-
 sen. Und wenn Herrsors kommen
 sollte, wirst Du mich bei ihm entschul-
 digen. Geheßt Du den Regierpersö-
 nlichen im Laufe des Tages einen Besuch
 zu machen?“

„Mit veränderter Stirn schüttelte
 der Rechtsanwalt den Kopf.“

„Da ich Jüngere gestern abermals
 vor mir hat verzeihen lassen, werde
 ich mich solange fern halten, bis sie
 selbst mich auffordert zu kommen. Ich
 kann es nicht länger ruhig hinnehmen,
 daß sie mir ausweichen wie etwas Ver-
 hängnis.“

„Sie wird schon von selbst zur
 Einsicht kommen — verlasse Dich da-
 auf. Aber es ist ganz richtig, daß
 Du sie Dein Getränk trinken lassen
 lässest, und eine Weile fortbleibst. Ge-
 rade das wollte ich Dir ratzen.“

„Wenn ich nur nicht so furchtbar
 darunter lide, Hanna! Ach, ich kann
 Dir nicht sagen, wie oft und in wie
 geringem ich diesen ungeliebten Brief
 schon verlesen habe, der an allem
 schuld ist.“

„Da er aber nun einmal da ist,
 muß man sich wohl mit seinem Vor-
 denkeln abfinden. Wenn er wie-
 der verloren ginge, ehe man ihn pho-
 tographiert hat, würden ja alle Hoff-
 nungen der Regierpersönlchen auf
 Wasser werden — nicht wahr?“

„Da er der einzige greifbare Be-
 weis für die Berechtigung ihrer An-
 sprüche darstellt — gewiß.“

„Findest Du nicht, Bernhardt, daß
 es unter solchen Umständen eine sehr
 große Verantwortlichkeit ist, die Du
 mit seiner Aufbewahrung über-
 nimmst? Wie nun, wenn er Dir ge-
 stohlen würde?“

„Hast Du nicht gesagt: Müchte es
 doch geschehen! Aber das ist weder
 zu furchten noch zu hoffen. Der
 Wandschrank dort ist völlig abbe-
 festigt und schwerer. Die Schlüssel aber,
 die ich während des Tages stets bei
 mir trage, pflege ich in der Nacht
 unter meinem Kopfkissen zu ver-
 wahren.“

„Einen Mangel an Vorsicht also
 könnte man Dir jedenfalls nicht zum
 Vorwurf machen, wenn etwa dennoch
 ein Unglück geschähe, doch will ich
 Dich jetzt nicht länger in Deiner Ver-
 heißung. Also ich bin den ganzen
 Tag für niemand zu sprechen —
 höre ich — auch nicht für Herrsors.
 Neugierig ist es gar nicht wahr-
 scheinlich, daß er heute kommt.“

Sie ging, und ihr Verlangen nach
 ungestörter Alleinsein mußte wohl in
 der That ein sehr ernsthaftes sein, da
 sie beide Thüren ihres Zimmers hin-
 ter sich verschloß.

14. Kapitel.

„Ich muß Sie in einer für Sie
 sehr wichtigen Angelegenheit un-
 bedingt noch heute sprechen. Erwarten
 Sie mich um sieben Uhr im Konver-
 sationsszimmer Ihres Hotels.“

Der kleine Zettel, den Hubert We-
 beding dem mattrothen Umschlag
 eines eben eingelassenen Aktenpost-
 briefes entnommen hatte, enthielt
 nichts als diesen lakonischen Befehl.
 Er war so wenig mit einer Anrede
 als mit einer Unterschrift versehen,
 und die feinen, gleichmäßigen Züge
 machten es zweifelhaft, ob eine
 männliche oder eine weibliche Hand
 die Feder geführt habe.

Der Regierpersönliche Affessor aber
 sah in Bezug auf die Herkunft des
 einzigen Blattes doch eine sehr be-
 stimmte Vermuthung zu hegen, denn
 sein hübscher, energisch geformter
 Mund verzog sich zu einem Lächeln.
 Wenn sie Lust hat, das Abenteuer
 fortzusetzen“, sagte er vor sich hin,
 „weil ich sollte ich mich dagegen
 sträuben?“

Und durch ein Klingeln tief
 er den Hotelbedienten herbei.
 „Ich habe unten im Bureau für
 heute Abend einen Logenstüb-
 chen bestellt. Ich möchte Ihnen
 denselben zum Geschenk. Vielleicht
 gelingt es Ihnen, einen Abnehmer
 dafür zu finden.“

Der Kellner verbeugte sich dankend,
 „Haben der Herr sonst noch einen
 Befehl für mich?“

„Ich bin von fünf Uhr an nicht
 mehr zu Hause. Das heißt, ich er-
 warte einen Besuch und will nicht ge-
 stört sein.“

Das Zimmermädchen soll den
 Salon ein bißchen behäuflich machen.
 Vielleicht hier und da ein paar frische
 Blumen, und mit dem Zerhäuser ein
 bißchen Parfüm! Es soll nicht so
 nach dem Gasthaus riechen.“

„Es wird alles geschehen, wie Sie
 es befehlen.“

Hubert Bedeking nickte, und der
 dienstbare Geist war entlassen. Noch
 einmal nahm der Affessor den Zettel
 zur Hand und studierte aufmerksam
 die schönen, charaktervollen Schrift-
 züge.

„Es ist von ihr — daran giebt's
 gar keinen Zweifel“, bestätigte er sich
 seine erste Vermuthung. Sie schreibt
 wie ich sprich und wie sie aussieht.“

Und er spann den angenehmen Ge-
 danken, der für den Augenblick alle
 lästigen Sorgen aus seinem Kopfe
 vertrieben hatte, lächelnd weiter,
 während er sich zum Ausgehen an-
 schickte. Denn die Uhrgeiger wiesen
 elf auf drei, und er konnte gemächlich
 dinniren, ohne daß er hätte fürchten
 müssen, das Stetsbildein zu ver-
 säumen.

Als er den Glashandschuh über
 die Linke streifen wollte, fiel sein
 Auge auf den schmalen, schlanken
 Goldreif, den er am Ringfinger
 trug, und er zog ihn ab, um ihn in
 der Westentasche verschwinden zu
 lassen.

„Ich könnte es nachher vergessen“,
 dachte er, „und ich vermüthe, er würde
 es fören.“

Dann barg er den Zettel, dessen
 Absenderin er mit solcher Bestimmtheit
 errathen zu haben glaubte, sorg-
 fältig in seinem Vorleseulde und
 schritt mit leichten elastischen Schrit-
 ten die mit biden, weichen Teppichen
 belegte Stiege hinab.

Zwanzig Minuten vor sieben Uhr
 leitete er in das Hotel zurück. Der
 mit erlebter Pracht ausgestattete
 Empfangsalon war leer, und Hubert
 Bedeking ließ sich in einen der schwe-
 lenden Sessel fallen, um ohne beson-
 dertes Interesse in dem ersten besten
 Journal zu blättern, das er auf dem
 mit Büchern und Zeitungen bedekten
 Tische gefunden. Die Ungebuld, mit

der er dem bevorstehenden Abenteuer
 entgegen sah, schien nicht eben ein
 Brennen zu sein, denn als er nach
 Verlauf einer Viertelstunde die Zeit-
 schrift mit lässiger Handbewegung
 beiseite legte, verließ ein leichtes
 Schönen, daß er sich allgemein zu
 langweilen begann.

Da wurde die Glasschür geöffnet,
 und eine schlanke dunkle Mädchenge-
 stalt trat herein. Ihr Gesicht war
 hinter einem dichten, fast undurchsich-
 tigen Schleier verborgen; aber Hubert
 Bedeking erkannte sie nichtsofort.
 „Der gelangweilte Aus-
 druck war augenblicklich aus seinen
 Zügen verschwunden, und er sprang
 elastisch aus seinem Sessel empor, um
 ihr entgegen zu gehen. Als er sie
 des vertraulichen Worts, das er auf
 den Lippen hatte, und als wollte sie
 ihn unter allen Umständen verbän-
 dern, es auszusprechen, kam Hanna
 seiner Anrede zuvor.“

„Ich habe mich entschlossen, Sie
 aufzusuchen, Herr Bedeking, weil ich
 glaube, Ihnen eine wichtige Mitthei-
 lung machen zu können. Werden
 wir hier unbelästigt sein?“

Er ging sofort auf den von ihr
 angesprochenen Ton ein, und seine
 Erwiderung klang ebenso ehrerbietig
 als artig.

„Da es ein Salon ist, der allen
 Hotelgästen mit ihren Besuchern offen-
 steht — wohl kaum! Ich wüßte in
 diesem Haus keinen anderen Ort, an
 dem wir vor Störeräugen und Lau-
 sacherohren unbedingt sicher wären, als
 mein Zimmer.“

„Und ich habe Ihr Ehrenwort, daß
 ich Ihnen dahin folgen dürfte, ohne
 mein Vertrauen in Ihre Ritterlichkeit
 später bereuen zu müssen?“

„Es bekümmert mich tief, mein gnä-
 diges Fräulein, daß Sie eine solche
 Frage für notwendig halten.“

„Nun wohl, lassen Sie uns denn
 gehen!“

Die Wohnung des Regierpersö-
 nlichen Affessors lag im zweiten Stock.
 Doch ehe sie ihren Fuß in das Gemach setzte,
 dessen Thür er dienstfertig vor ihr
 geöffnet hatte, sagte sie:

„Öffnen Sie, bitte, ein Fenster!
 Mir ist warm, und der Duft, mit
 dem man das Zimmer parfümirt
 hat, würde mir Kopfschmerzen ma-
 chen.“

„Es fehlt nur noch, daß sie mich
 auffordert, die Blumen auf die
 Straße zu werfen“, dachte der
 Affessor. Aber er beillte sich nichts-
 destoweniger, ihrem Verlangen zu
 entsprechen. Nun erst schloß Hanna
 hinter sich die Thür. Mit einem tie-
 nen Kopfschütteln wies sie den Sessel
 zurück, den er für sie zurecht rücte
 und blieb, leidet auf die Lehne des
 Fauteuils geküßt, stehen:

„Sie waren überrascht, mich zu
 sehen — nicht wahr?“

„Der ich ganz offen darauf ant-
 worten, Fräulein Solowander?“

„Ich würde nicht gefragt haben,
 wenn ich etwas anderes als Offen-
 heit wünschte.“

„Nun denn, ich war jedenfalls in
 viel höherem Maße beglückt als
 überläßt, da ich mich nicht einen
 Augenblick im Ungewissen darüber
 befinden hatte, daß der Aktenpostbrief
 nur von Ihnen herkommen sollte.“

„Und wobei nahmen Sie diese Ge-
 weisheit? Meine Handschrift konnte
 Ihnen nicht bekannt sein, und Sie
 dürften unmöglich annehmen, daß
 ich Verlangen käme, eine Bekann-
 schaft zu erneuern, die — —“

„Die ein so vorzeitiges und uner-
 wartetes Ende gefunden hatte, wollen
 Sie sagen“, fiel er rasch und beiter
 ins Wort. „Vorzeitig und unerwartet
 wenigstens für mich, der ich an jenem
 Tage die schmerzliche Enttäuschung
 meines Lebens erfuhr. Ah, wenn Sie
 mich hätten sehen können, wie ich mit
 geschandten Händen und Knien in
 der Schughütte ankam, einer mächtigen
 Edelweihstrahl in der Hand und
 die glücklichste Hoffnung im Herzen
 — und wie ich dann erfuhr, daß Sie
 schon seit mehreren Stunden fort
 seien, ohne auch nur einen Gruß für
 mich zurück zu lassen, würden Sie
 sich wegen Ihrer Grausamkeit noch jetzt
 die ollerbittersten Vorwürfe machen.
 Deshalb, um des Himmelswillen,
 faken Sie mir das eigentlich ange-
 sehen.“

„Meinen Sie nicht, Herr Regie-
 rungs-Affessor, daß die Reize zu fra-
 gen vor allem an mir wäre, wenn von
 jenem kleinen Reiferlebniß zwischen
 uns überhaupt noch einmal die Rede
 sein sollte?“

„Ah, ich verthehe“, lachte er, „es ist
 mein Jngonio, wegen dessen Sie
 Aufklärung zu erhalten wünschen. Ja,
 werden Sie mir auch ganz gewiß nicht
 böse sein, wenn ich sie Ihnen gebe?“

„Ja, Sie denken, daß ich Ihnen des-
 halb böse sein müßte, so will ich aller-
 dings lieber darauf verzichten.“

„Nein, im Grunde haben Sie gar
 keine Veranlassung, mir zu jähnen —
 auch wenn ich Ihnen freimüthig ge-
 stehe, daß es meine Absicht war, Sie
 ein wenig auf die Probe zu stellen.“

„Eine seltsame Probe — in der
 That. Und was war es, das Sie da-
 mit ergründen wollten?“

„Ich wollte mich überzeugen, ob es
 wirklich und wahrhaftig nur meine
 unbedeutende Person gewesen war,
 der Sie — —“

„Gut — gut! Ich erlasse Ihnen eine
 weitere Rechtfertigung. Am Ende war
 ja das Ganze auch nur ein Scherz.
 Und ich werde es wohl von vornherein
 dafür gehalten haben, daß ich Ihnen
 auf dieselbe Weise diene.“

„Nur daß ich leider allem Anschein
 nach weniger scharfsinnig und eben-
 falls viel leichtgläubiger gewesen bin
 als Sie, mein gnädiges Fräulein!
 Sie würden die Wahrheit über meine
 Person noch an demselben Tage erfah-
 ren haben, wenn es nicht durch Ihre
 Flucht unmöglich gewesen wäre — ich
 aber habe noch so lange die Schwere
 nach allen Richtungen durchstreift, um
 das vermeintliche Fräulein Elise We-
 ner wiederzufinden, und ohne das
 glückliche Unerfahr des heutigen Tages
 würde ich vielleicht noch Jahre hin-
 durch fortgegangen sein, noch ihr zu
 suchen.“

„Sie erwarten natürlich nicht, daß
 ich im Ernst an diese Nachforschungen
 glaube.“

„Ich bin bereit, den Beweis dafür
 zu erbringen, wenn meine Versicherung
 Ihnen nicht genügt. Als Sie an die-
 sem Morgen in der Wohnung Ihres
 Herrn Bruders plötzlich vor mir stan-
 den, durfte ich ja nicht zeigen, was ich
 empfand, und mußte meine ganze
 Selbstbeherrschung aufbieten, die
 Freude des unerwarteten Wieder-
 sehens zu verbergen. Jetzt aber — —“

„Ist die Situation noch weniger
 danach angethan, daß Sie sie zeigen
 dürften! Wir wollen das Vergangene
 auf sich beruhen lassen, Herr Affessor,
 denn die Veranlassung meines Kom-
 mens ist, wie Sie sich wohl denken
 können, eine ganz andere. Mein Br-
 uder ist Ihr Gegner in einem Prozeß.
 Und wegen dieses Prozesses wollte ich
 mit Ihnen sprechen.“

„Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung,
 obwohl ich es, offen gestanden, vor-
 ziehen würde, von angenehmeren Din-
 gen zu plaudern. Sie sind also von be-
 ideigen Affaire unterrichtet?“

„Ich bin nicht nur davon unterrich-
 tet, sondern ich bin auch einigermaßen
 an dem Ausgang interessiert. Sie wis-
 se wahrscheinlich nicht, daß mein
 Bruder mit der Tochter des Herrn
 Georg von Resorp verlobt ist?“

„Die Thatsache war mir allerdings
 nicht bekannt. Und ich gestehe, daß sie
 nicht sehr erfreulich für mich ist. Denn
 nun werden ja auch Sie sich wohl wahr-
 scheinlich mit den Augen einer Geger-
 nin betrachten.“

„Ich würde nicht hier sein, wenn es
 so wäre. Von Ihnen allein wird es
 abhängen, ob ich mich auf die Seite
 Ihrer Widersacher oder auf die Ihrige
 stelle.“

„Nun endlich glaubte er, ohne Furcht
 zur Zurückweisung einen wärmeren
 Ton anschlagen zu dürfen.
 „Sagen Sie mir, was ich thun muß,
 Fräulein Hanna, um Ihre Bundes-
 genossenschaft zu gewinnen.“

„Aber sie unterließ ihm mit einer
 ungeduldbigen Handbewegung.
 „Wie können Sie mir Verpflichtun-
 gen machen, ehe Sie den Werth dessen
 kennen, was ich Ihnen zu bieten habe.
 Sie scheinen noch immer zu glauben,
 daß es mir darum zu thun sei, Ver-
 trauen zu vernehmen. Aber ich wünsche
 durchaus ernsthaft mit Ihnen zu spre-
 chen. Sie bestimmen mir uns zunächst
 auf das rein Geschäftliche beschränkt,
 desto schneller werden wir zum Ziel
 gelangen.“

„Sie müssen ihr trotz des geöffneten
 Fensters noch immer sehr warm sein,
 denn sie schob den Schleier empor,
 durch dessen dicke Mäntchen er bis
 dahin eigentlich nur Augen hatte lech-
 ten sehen, und er war aufs neue be-
 troffen von ihrer außerordentlichen
 Schönheit.“

„Es wird eine geschäftliche Ver-
 handlung sein, bei der von vornherein
 aller Vortheil auf Ihrer Seite ist“,
 sagte er, sie unverwandt ansehend.
 „Ja, zweifellos keinen Augenblick,
 daß ich den Kürzeren gehen werde, aber
 ich werde auch die Niederlage noch als
 ein Glid empfinden.“

„Sie wissen, daß die streitige Ange-
 legenheit durch die Auffindung eines
 vor Ihrem Vater geschriebenen Brie-
 fes in ein ganz neues Stadium getre-
 ten ist. Die Berechtigung des Regierpersö-
 nlichen Anspruchs ist damit so gut wie
 erwieben.“

„Ja, allerdings“, sagte er gestreut,
 „es gewinnt den Anschein, daß es so
 ist.“

„Wenn Sie es auf eine gerichtliche
 Entscheidung ankommen lassen, wür-
 den Sie den Prozeß ohne Zweifel ver-
 lieren.“

Der unangenehme Klang dieses
 Wortes ernücherte ihn. Ein lebhaftes
 Wüßtrauen hinsichtlich ihrer ihm bis
 jetzt noch völlig unentdeckten Ab-
 sichten begann sich in ihm zu regen.

„Das ließe sich immerhin abwarten.
 Vor allem müßte doch wohl die Echtheit
 des Briefes, der so merkwürdig
 spät zum Vorschein kommt, überzeu-
 gend nachgewiesen werden.“

„Da sie ihn selbst in den Händen
 gehabt haben, wissen Sie sehr wohl,
 daß er echt ist. Ihr Gegner sind ohne
 weiteres bereit, ihn jederBedeutung
 durch Sachverständige unterwerfen zu
 lassen. Ich weiß ja nicht, welches
 Interesse Sie an einer Verschleppung
 der Entscheidung haben können, aber — —“

Jetzt war es der Affessor, der sie
 unterbrach. „Einer plötzlichen Ein-
 gebung folgend, sagte er, indem er einen
 Schritt weiter auf sie trat:
 „Ich habe gar kein Interesse daran,
 Fräulein Hanna, sondern ich würde
 in dem Augenblick, wo ich von der Ge-
 rechtigkeit des Regierpersönlchen Anspruchs
 vollkommen überzeugt wäre, auf jeden
 angemessenen Vergleich eingehen. Aber
 es müßte eben ein annehmbarer Ver-
 gleich sein — das betone ich ausdrück-
 lich. Wenn ich die Hälfte des Kauf-
 preises, der mir für das Salzbergwerk
 Terrain geboten worden ist, an die
 Regierpersönlchen Erben abtreten sollte,
 so wäre ich einfach ruinirt. Und einer

solchen Forderung gegenüber würde
 ich es denn doch lieber auf einen Pro-
 zess antommen lassen.“

„Aber man spricht doch davon, daß
 Ihnen der Millionen gezahlt werden
 sollen.“

„Allerdings. Und Sie meinen, daß
 ich mit zweien davon recht zufrieden
 sein könnte, nicht wahr? Leider aber
 sind meine Verhältnisse nicht so glän-
 zend, daß ich einen derartigen Ausfall
 ohne großen Kummer hinnehmen
 dürfte. Ich habe große Verpflichtun-
 gen zu erfüllen, die zum Theil noch
 von anderen, minder glücklichen Unter-
 nehmungen meines Vaters herstem-
 men, zum Theil durch meine eigene
 Lebenshaltung bedingt sind. Ich habe
 mir da zum Beispiel vor — kurzem
 einen Rennstall eingerichtet, der zwar
 später die aufgewendeten Kosten reich-
 lich wieder einbringen wird, der aber
 zunächst mehr als eine halbe Million
 verschlungen hat. Dazu kommen der
 Bau meines Schloßkens in Wiesba-
 den und mancherlei große Ausgaben,
 die ich vielleicht um ein beträchtliches
 eingeschränkt hätte, wenn ich nicht
 nach der Lage der Dinge vollauf be-
 rechtigt wäre, mit jenen vier Millio-
 nen fast wie mit einem schon in mei-
 nen Händen befindlichen Kapital zu
 rechnen. Würden Sie auf die Hälfte
 zusammenschmelzen, so geriehe ich
 unheilbar in sehr ernste Verlegenhei-
 ten; denn der größte Theil meines
 Vermögens besteht in unbeweglichem
 Besitz, der sich nicht von heute auf
 morgen zu Geld machen läßt. Man
 kann einer Dame das alles nicht so
 mit wenig Worten erklären. Aber Sie
 dürfen mir glauben, Fräulein Hanna,
 daß es die reinste Wahrheit ist.“

Ihre Augen waren größer gewor-
 den, als er seines Rennstalls und sei-
 nes Wiesbadener Schloßkens Erwäh-
 nung gethan. In schnellen Athem-
 zügen hob und senkte sie ihre Brust.

„Und weshalb gewähren Sie mir
 so offenkundig diesen Einblick in Ihre
 Verhältnisse? Weil Sie mich für eine
 feindsinnige oder bestellte Unterhän-
 delin Ihrer Gegner halten — nicht
 wahr?“

„Er zuckte lächelnd mit den Achseln
 und schweig. Hanna aber fuhr, ihn
 fest ansehend, mit gedämpfter Stimme
 fort:
 „So lassen Sie mich denn Ihnen
 sagen, daß Sie im Irrthum sind.
 Nicht um mit Ihnen zu feilschen, bin
 ich gekommen, sondern um Ihnen die
 ganze Summe zu retten, wenn —
 wenn Sie es wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Stierkampf in Ecuador.

Das einzige Gohhaus Mosdas, in
 dem wir Unterkunft suchten, hat den
 dort klingenben Namen Posada ame-
 ricana, aber es ist einfach ein Schweiz-
 nerstall. Um einen kleinen, von faulien
 Mist und anderem Schmutz erfüllten
 Hof liegen ein paar fensterlose Gesel-
 seher, in denen man nur sehen kann,
 wenn man die auf den Hof führende
 Thür offen stehen läßt. Das sind die
 Fremdenzimmer.

Jedes hat zwei
 wackelige Bettstellen mit niemals ge-
 reinigten Grasmatraxen und einigen
 von Hyßben wimmelnden Wildbuden,
 bestenfalls auch einen zerbrochenen
 Stuhl; sonst nichts. Von den Wänden
 ist der Verputz abgefallen, und die
 löcherige Stubebede ist mit zerfisse-
 nen Matten gestopft. Natürlich
 schliefen wir in unseren Schlafsäcken.
 In dem sogenannten Speisezimmer
 steht nur ein wurmstichiger Tisch mit
 einigen Stühlen, die entweder bloß
 eine halbe Lehne oder mit Draht
 geflecht Beine haben. An dem Tische
 liegt ein Tischuch, das mehr Löcher
 und Schmutzflecken als intakte Stellen
 hat. Ich wüßte mit meinen Reisege-
 nossen, daß es so lange auf dem Tische
 liegen bliebe, bis es in Fetzen abfallen
 würde. Als Erkennungszeichen malte
 ich mit dem Senstöffel ein niedliches
 Ferkel in die eine Ecke. Sechs Wochen
 später kamen wir wieder nach Mosda,
 und als ich in das Speisezimmer trat,
 grinte mir vergnügt mein altes Ferkel
 vom Tischuch entgegen!

Und wie das Speisezimmer, so sehen
 die weiblichen Hüter des Herdes und
 ihre Kunstwerke aus, und dementspre-
 chend war der Appetit bescheiden, mit
 dem wir in diesem provincial-euato-
 rianischen Musterhotel uns verpflich-
 teten. Das einzige Zimmer der Posada,
 das nach außen Fenster hat, die Sala,
 liegt an der Plaza, dem staubigen, tal-
 len Kirchplatz, und dort gab es ein
 großes Schauspiel, denn es war Fiesta
 de San Juan (Johannisstag), zu des-
 sen Feiertag ein dreitägiges Stiergefecht
 auf der Plaza abgehalten wurde. Einen
 ganzen Tag hatte die Bevölkerung von
 Mosda und Umgegend bereits diesem
 edlen Vergnügen obgelegen, und die
 Wogen der Begeisterung gingen hoch.
 Wir sahen uns die Geschichte aus einer
 Fensterstube an. In der andern Ri-
 che hatte mit untergeklagenen Bein
 ein Leutnant der equatorianischen Ar-
 mee, der zu seiner goldgeschützten Uni-
 form einen alten Strohhut und ein
 einst weiß gefarnenes Halsstuch trug,
 und seine Lenden mit einem Kadalle-
 riefabel des deutschen Armeemodells
 gegürtet hatte. Er war stark ange-
 gertelt und machte derbe Späße mit ein
 paar sporenflirrenden Caballeros des
 Städtchens, die um den Hotelstisch her-
 umliefen, Zigarillos rauchten, spuckten,
 schliefen und Schnaps aus Wasser-
 gläsern tranken.

Draußen aber auf der Plaza stand
 ein halbes Hundert Kerle zu Pferd und
 zu Fuß um einen Stier herum; sie
 neigten ihn aus gemessener Entfernung
 und rissen jedesmal schlemig hinter

die den ganzen Platz umgebende Um-
 zäunung aus, wenn der Stier Miene
 zu einem Angriff machte. Da die Hel-
 den förmlich mehr oder minder be-
 trunken waren, kam es zu sehr spaß-
 haften Fluchtzügen, und als Karikatur
 eines rechten spanischen Stiergefechts
 wäre auch das ganze Schauspiel zum
 Lachen gewesen, wenn nicht die Ge-